

(Nachdruck verboten.)

57)

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„Das hatte seinen Grund,“ erwiderte die Tante. „Doch jetzt hast Du Deines Vaters Hoffnungen gerechtfertigt und es muß hinfort Dein Zimmer sein. Ach, wenn er Dich nur selbst sehen könnte, wie stolz würde er sein! Dein armer Vater! Vielleicht sieht er Dich. Wer weiß — vielleicht — küsse mich, Philipp. Sieh, was für eine alte einfältige Person ich bin. So glücklich, daß ich weinen muß. Aber darauf bestehe ich, daß Du jedesmal hier schlafen mußt, wenn Du zur Gerichtssitzung nach Ramsfey kommst. In Zukunft trete ich Dich nicht mehr an das Ulmenhaus ab. Meinethwegen nenne es Eifersucht. Wenn Pete nicht eifersüchtig ist, so kenne ich eine, die es ist oder bald sein wird. Aber Philipp . . . Philipp Christian . . .“

„Ja?“

„Das liebe alte Gesicht wurde feierlich. „Der größte Mann hat seine Sorgen und Zweifel und seinen inneren Zwiespalt. Das ist nur natürlich draußen in dem Getriebe des Lebens. Aber Du mußt Dich nie scheuen, mit Deinen Kümernissen hierher zu kommen, in Dein Vaterhaus, Philipp. Es soll Dir ein Ort des Friedens und Schutzes sein, wenn Dich die rauhe Welt verlegt und kränkt; ein ruhiger Ort, mit seinen Erinnerungen an Vater und Mutter und die unschuldige Kindheit — und mit der alten thörichten Tante, die den ganzen Tag und alle Tage an Dich denkt und so eitel und närrisch ist — und . . . und Dich so liebt, Philipp, mehr als irgend jemand in der Welt.“

Philipp hatte den Arm um die Tante geschlungen, ihr aber nicht zugehört. Einen entsezten Blick nach dem Fenster werfend, sagte er rasch und leise:

„Sind das nicht Fußtritte draußen auf dem Kies?“

„N—ein, nein! Du bist aufgeregt heut nacht, Philipp. Lege Dich nieder und ruhe Dich aus. Ich komme später noch hinauf, um zu sehen, ob Du schläfst.“

Sie verließ ihn und er sah sich ringsum. In der ganzen Welt hätte Philipp keinen Ort finden können, der so voller Schrecken für ihn war wie dieser. Er kam ihm vor wie ein Grabgewölbe — sein toter Vater, seine tote Mutter, seine tote Jugend, seine tote Unschuld, seine gemordete Freundschaft und sein geschändetes Gewissen lagen hier in der Gruft.

Ueber dem Kamin hing ein Bild seiner Mutter. Es stellte ein jugendlich anmutiges Mädchen mit vollen, schwellenden Lippen und glänzend braunen Augen dar. Philipp sah es und ihm schauderte. Aus diesem Frauenantlitz blickte ihn sein eignes Abbild wie durch einen gespenstischen Schleier an.

Gegenüber, über dem Bette, hing seines Vaters Bild. Die Augen waren voll Licht und die Linien der Wangen noch gerundet: um den Mund spielte ein zärtliches Lächeln. Doch das alles sah Philipp nicht. Er sah ein Bild mit langem, verworrenem Haar, das feucht wie Niedgras herabhing, die Wangen bleich und hager, die Augen wie zwei Lampen, die durch den Nebel schimmern, den Hals vom Hemde entblößt und die Lippen geöffnet wegen des schweren Atmens der leuchtenden Brust.

Nabe bei dem Fenster stand das Bettchen, in dem er einmal mit Pete geschlafen hatte und am Morgen lachend herausgesprungen war. Wohin auch sein Auge fiel, überall erhob sich das Gespenst seines verlorenen und verjunkteten Lebens. Und Tante Nan hatte ihn gerade aus stolzer Liebe in diese Folterkammer gebracht!

Philipp glaubte ein Pochen an der Hausthür zu hören. Niemand ging, um zu öffnen; er klingelte daher dem Mädchen.

Sie kam mit freundlicher Miene heraus.

„Hörten Sie nicht an der Thüre Klopfen, Martha?“

„Nein, Herr.“

„Seltsam, sehr seltsam! Ich hätte darauf schwören mögen, daß Mr. Williams unten klopfte.“

„Vielleicht doch. Ich will gehen und nachsehen.“

„Nein, lassen Sie's nur. Ich habe Ohrensaufen. Es wird wohl weiter nichts gewesen sein.“

Das Mädchen ging. Er zog sich die Stiefel aus und schlich geräuschlos im Zimmer umher, als thäte er etwas, wobei er fürchtete entdeckt zu werden. Jedesmal, wenn seine Augen auf des Vaters Bild fielen, ließ er den Kopf sinken und wendete sich ab. Jetzt hörte er Stimmen im unteren Zimmer. Diesmal war der Klang in seinem Ohr keine Täuschung. Er öffnete geräuschlos die Thür und horchte. Es war Pete. Martha antwortete ihm. Tante Nan rief ihm aus dem Speisezimmer etwas zu und Pete sagte leichthin: „Nein, nein,“ er ging dann fort. Das Gartenthor fiel zu, und die Hausthür ward wieder geschlossen. Nun machte auch Philipp die Thür seines Zimmers ganz leise zu.

Einen Augenblick später öffnete Tante Nan sie wieder. Sie trug ein brennendes Licht.

„Wie merkwürdig, Philipp. Martha sagt, Du hättest geglaubt, Peter klopfte unten, und in demselben Augenblick muß er auf den Berg heraufgekommen sein. Auch war er so seltsam und sah so verstört aus; er fragte, ob jemand hier gewesen wäre, um ihn zu suchen — denke mir, wie unwahrscheinlich! Ich wollte Dich rufen, aber er sagte, es sei nicht nötig, und ging lachend fort. Wirklich, wenn ich nicht wüßte, daß er kein Trinker ist —“

Philipp war übel und weh zu Mute, es fröstelte ihn. Doch empfand er einen unwiderstehlichen Trieb, ähnlich der halb unbewußten Angst, die den Schuldigen zwingt, der Totenschau beizuwohnen, die über seine hingemordeten Opfer gehalten wird.

„Es muß etwas dort nicht in Ordnung sein,“ sagte er. „Wo sind meine Stiefel?“

„Willst Du nach dem Ulmenhaus gehen, Philipp? Schade, daß der Kutscher nach Douglas zurückgefahren ist. Willst Du nicht lieber Martha schicken? Möglich, daß es nur eine Einbildung von mir war. Warum sich überhaupt quälen? Du bist viel zu weichherzig — glaube mir's.“

Philipp stürzte die Treppe hinab, wie einer, welcher der Folter entflieht. Während er in der Halle seinen Ueberrock anzog, überlegte er aber, was ihm bevorstand. Er sollte zu Pete gehen mit dem Vorgeben, nichts zu wissen, Petes Geschichte anhören und erstaunt darüber erscheinen, Pete trösten, ihm vielleicht bei der Nachforschung helfen, denn das durfte er nicht ablehnen; er sollte an Petes Seite von Straße zu Straße gehen, um etwas zu suchen, wovon er wußte, daß sie es nicht finden würden. Wie eine Schlange kam er sich vor, und die Rolle, die er spielen mußte, empörte ihn. Er ging wieder hinauf.

„Ich habe mir's noch einmal überlegt, Tante, Du wirst wohl recht haben.“

„Ich zweifle nicht daran.“

„Wenn nicht, so wird er ja wieder kommen.“

„Ja wohl, ganz gewiß.“

„Wenn Pete etwas fehlt, bin ich der erste, an den er sich wendet.“

„Es wird ihm nichts weiter fehlen, als was ich schon gesagt habe. Vielleicht ein Glas zu viel, was doch auch keine große Sünde ist an einem Tag wie heute. Und wie stolz er auf Dich ist, Philipp. Ich glaube wahrhaftig, er könnte nicht stolzer und glücklicher sein, wenn er selbst an Deiner Stelle wäre.“

„Gute Nacht, Tante,“ sagte Philipp mit erstarrter Stimme.

„Gute Nacht, lieber Junge. Ich gehe jetzt zu Bett; bitte, lege Dich auch zur Ruh.“

Als Philipp allein war, stand er, an den Kaminsims gelehnt, und sah nach dem Bilde seines Vaters hinüber. Er fing an, sich mit ihm zu vergleichen. Sein Leben war ein großer Erfolg, das seines Vaters eine Niederlage. Mit siebenundzwanzig Jahren war er schon Deemster, mit dreißig Jahren war sein Vater als ein gebrochener Mann gestorben. Das Ziel seines Strebens war erreicht; er hatte den Platz, den seine Familie so lange inne gehabt, wieder errungen; und doch, was für ein erbärmlicher Mensch war er im Vergleich zu seinem Vater, der nichts erreicht und alles verloren hatte.

Sein Vater hatte sich nichts vorzuwerfen als seinen Mißerfolg; er aber hatte sich der Unehrenhaftigkeit schuldig

gemacht. Das Vergehen seines Vaters war nur ein Fehler gewesen, das seine aber war ein Verbrechen. Wenn sein Vater willens gewesen wäre, Liebe und Freundschaft zu verraten, so hätte es auch ihm nicht an Erfolg gefehlt. Er selbst war beiden untreu geworden, und nur deshalb nicht unterlegen. Seines Vaters ungewöhnliche Tugend war die Ursache seiner Niederlage gewesen. Ihn selbst aber hatte jede seiner eigennützigen Handlungen stets höher emporgehoben. Seinem Vater waren Liebe und Wahrheit und ein rechtschaffenes Leben weit wichtiger gewesen als Reichtum, Rang und Beifall. Die Welt hatte sich von ihm losgesagt, weil er ihr zuerst entsagt hatte. Ihm selbst aber hatte sie die Arme geöffnet, ihm war sie mit Jubel und Beifall gefolgt, ihn hatte sie mit Ehren überhäuft. Und doch war er ein elender Mensch! Wäre denn nicht ein verfehltes Leben, selbst in Schmutz und Schlamm, weit besser für ihn gewesen? Ja, würde er nicht lieber tot im Grabe liegen? — Der Tote in seinem Grabe mußte ihn ja verachten.

Ein furchtbares Bild stieg vor Philipp auf. Es war sein eignes Abbild in der Zukunft. Er sah sich als alten Mann, groß, mächtig, vielleicht sogar geliebt und verehrt, aber tot im Herzen, dem Grabe zuwachsend; er sah das Possenspiel eines glänzenden Begräbnisses, eine große Menschenmasse, gedämpfte Trommeln und Trauermusik. Dann folgte plötzlich tiefe Stille, wie wenn der Schnee anfängt zu fallen, ein weißglänzendes Licht breitete sich aus, und eine furchtbare Stimme rief: „Wer ist es, der da kommt mit Staub, statt eines blutenden Herzens, und mit Asche statt einer lebendigen Seele?“

Philipp schrie laut auf bei der Schreckenserscheinung, die er im Geiste mit allen Einzelheiten erblickte. Sein Schrei verhallte in dem leisen Klirren der Porzellanfiguren auf dem Kaminsims, und er erinnerte sich, wo er war. Da klopfte es zweimal an seiner Zimmerthür. Er nahm sich ein wenig zusammen, griff hastig nach einem Buch und rief dann: „Herein!“

Es war Tante Nan im Nachtkleide und mit der Nachthaube auf dem Kopf. Sie hielt ein Licht in der Hand und die Flamme zitterte.

„Was hast Du, mein Kind?“ fragte sie.

„Ich las nur laut, Tante. Habe ich Dich geweckt?“

„Aber Du thatest ja einen wilden Schrei, Philipp?“

„Macbeth, Tante. Weißt Du, die Bankettszene. Er ist König geworden, aber sein Gewissen —“

Er stockte. Die Kleine Dame sah ihn zweifelhaft an und zerrte an dem Bande der Nachthaube, so daß sie ihr schief auf einer Seite saß und dem besorgten alten Gesicht ein wunderliches Ansehen gab.

„Nimm einen Schluck Brantwein, lieber Philipp. Ich habe ihn Dir auf den Tisch gestellt.“

„Sorge Dich nur nicht um mich, Tante. Nochmals gute Nacht. Gehe wieder zu Bett.“

Halb mit Liebkosen, halb mit Gewalt, zog er sie zur Thür zurück, und sie ging langsam, widerstrebend, beunruhigt hinaus, die Bänder der Nachthaube flatterten ihr auf den Schultern nach, und man sah ihre bloßen Füße unter dem Nachtgewand.

Philipp blickte auf das Buch, das er in der Eile ergriffen hatte. Was hätte ihm gerade dieses Buch in die Hand gespielt? Was mußte ihn gerade in dieser Nacht in dieses Zimmer führen! Welcher der Hölle entstiegene Teufel hatte es Tante Nan eingegeben, ihn so zu quälen? Er wollte nicht bleiben, er wollte wieder sein altes Bett auffuchen.

Draußen auf dem Treppenabsatz hörte er eine leise Stimme. Sie kam aus Tante Nans Zimmer. Ein Lichtpfahl schoß aus ihrer Thür heraus, die nicht ganz geschlossen war. Er stand still und blickte hinein. Tante Nan kniete im weißen Nachtkleid vor dem Bette, die Nachthaube in der Steppdecke vergrabend. Eine Stube hatte es sich daneben bequem gemacht und knurrte leise. Tante Nan betete und Philipp hörte seinen eignen Namen.

„Segne meinen Philipp, lieber Gott, in dem hohen Amte, zu dem er heute berufen worden. Gib ihm Weisheit und Stärke und Frieden!“

Philipp ging in des Vaters Stube zurück. Er fing an, sich mit seiner Lage abzufinden. Obschon er sich selbst verdammte und den Vater pries, hatte er doch im Grunde nichts gethan, als seine Hoffnungen verwirklicht? Und wie hätte er sich unter den Umständen denn überhaupt verhalten sollen? In keinem Punkte hätte er anders zu handeln vermocht, als er gethan. Warum sollte er sich anklagen? Hatte er eine

Sünde begangen, so war er nur durch blinde Schicksalsmächte, denen er nicht gebieten konnte, dazu getrieben worden. Und was für ihn galt, galt auch für Käthe.

Ach, er konnte sie jetzt sehen. Sie war gegangen, wohin er sie gesendet hatte. Ihre schönen Augen standen voll Thränen, doch die Zeit würde sie trocknen. Die Doppelzüngigkeit ihres früheren Lebens war vorüber; der aufreibende Betrug, die tägliche Qual, die stündliche Untreue — das alles lag hinter ihr. Wenn sie noch von Gewissensbissen gepeinigt wurden, so trug doch das Schicksal die Schuld daran; und wenn ihr Schamgefühl litt, so war sie doch ein Weib und würde das um des Mannes ihrer Liebe willen mit frohem Mute ertragen. Sie hatte um seinetwillen alles hingegeben. Den Menschen und ihren Säkungen zum Trost war sie seine Herzensgeliebte, sein Schatz, sein Weib — ja, sein Weib nach natürlichem und nach göttlichem Rechte, und mochte auch kommen, was da wollte, er würde doch bis zuletzt an ihr festhalten.

Plötzlich drang eine dumpfe Stimme durch die stille Nachtlust zu ihm herauf.

„Philipp!“

Das war Pete. Er stand unten auf dem Gartenweg und rief zum Fenster hinauf. Philipp stöhnte und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

„Philipp!“

In straffer Haltung schritt Philipp ans Fenster und schob es in die Höhe. Es war sternenhell und die Zweige rauschten im Nachtwind.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unverschämte.

Von Ernst Preczang.

Der Kleine, idyllisch am Wasser gelegene Wirtschaftsgarten war beinahe vollbesetzt. Meistens von Sonntagsausflüglern, die hier unter den dichtbelaubten Ästen der alten Bäume Rast machten und sich ein köstliches Glas — oder zwei — zu den mitgebrachten Stullen schmecken ließen.

Die Tische im Garten waren ungedeckt; nur von der Veranda, die an der Vorderseite des zweistöckigen Hauses sich hinzog, schimmerten weiße Decken.

Der einzige Kellner in diesem kleinen Lokal hatte genug zu thun, um alle durstigen Kehlen und hungrigen Mägen zu befriedigen. Bald eilte er mit einem Arm voll gefüllter Gläser im Garten umher, bald balancierte er mit einem Haufen von Tellern und Schüsseln zur Veranda empor.

Nun hatte er einen Moment Ruhe. Er wuschte den Schweiß von der Stirn, überflog, auf der Veranda stehend, mit einem Blicke die Tische der Speisenden, dann den Garten, und sah, daß alles versorgt war. Er atmete auf und begab sich eiligst nach der Küche, um das eigne Mittagessen zu holen. In einem versteckten Winkel, unterhalb der Veranda, an einem Tische, der sonst zum Sammeln leerer Gläser und dergleichen benutzt wurde, fand er gerade noch so viel Platz, um den Teller hinstellen zu können. Halb auf einem Gartenstuhl sitzend, begann der Heißhungerige zu essen. —

Eine fröhliche Gesellschaft kam durch den Eingang. Zwei Männer in hellen Anzügen und weißen Mützen, zwei ältere Damen und eine jüngere in lustigen Sommertoiletten. Auf der Veranda nahmen sie Platz.

„Das war herrlich heute,“ sagte die Jüngere, „drei Stunden unterwegs! So einen Marsch haben wir noch nie gemacht, seit wir in unserer Sommerwohnung sind. Aber nun: Hunger!“

„Ja, Hunger!“ Der Behäbigere unter den Männern fiel mit leisem Grollen ein und wandte sich zu dem Gefährten, einem hageren, lustig blickenden Herrn mit goldener Brille: „Ich danke schön, Moritz! Drei Stunden und kein vernünftiges Wirtschaftshaus, wo man einen anständigen Happen präpeln kann! Du sollst uns öfter führen!“

Der Angeredete lachte: „Desto besser schmeckt's. Ueberhaupt: berühmte Küche! Wir speisen an jedem Tage hier.“

„Ja.“ Die eine der beiden älteren Damen sagte es in scharfem Tone: „Nur der Kellner läßt wieder auf sich warten!“ Sie klemmte ein Pincenez auf die spitze Nase und sah sich forschend um.

Und die Frau des Behäbigen seufzte: „Ja. Die Bedienung in diesen Sommerlokalen!“

„Kellnar! Kellnar!“ Der Dicke rief.

Der Kellner hatte die Angekommenen nicht früher bemerkt. Nun fuhr er auf, führte hastig noch einige Wassen zum Munde und sprang laufend die Stufen zur Veranda empor. „Sie wünschen?“

„Fünf Echte und die Speiselarte.“

Der Kellner ging.

„Eine sonderbare Art, mit vollen Waden zu bedienen“, eiferte die scharfe Stimme der Dame mit dem Pincenez.

„Ja. Es ist alles so ungeschliffen hier auf dem Lande“, seufzte die andre.

„Das kommt in Berlin auch vor“, sagte die Jüngere.
 „Na, Du!“ Der Behäbige setzte sich in Positur. „Det sollte so'n Bruder mal in meiner Stammkneipe wagen!“

Der Hagerer lächelte.
 Der Kellner brachte das Gewünschte und blieb erwartend stehen. Die Gesellschaft stieß umständlich an und trank. Dann begann der Behäbige die Speisefarte zu studieren, jede Zeile mit geringfügigen Glossen begleitend.

Der Kellner trat von einem Fuß auf den andern. Er dachte an sein Mittagessen. Und als er sah, daß die Auswahl der Speisen an diesem Tische einige Zeit in Anspruch nehmen würde, verschwand er. Auf dem Wege zu seinem harrenden Keller wurde er noch zweimal gerufen. Er versorgte die Durstigen und ließ sich dann wieder in seinem Winkel bei den nahezu erkalteten Speisen nieder, in nervöser Hast würgend.

„Kellnär!“ „Kellnär!“
 Der Gerufene machte eine wütende Bewegung und blieb sitzen. „Kellnerr!“ „Kellnerr!“ Eine scharfe Stimme durchschneidet die Luft.

„Aber Kellner.“ Klagend klang es.
 „Und ich habe einen so lch en Hunger!“ murzte die Jüngere.
 „Das arme Kind,“ sagte die Mutter und wiederholte seufzend: „Aber Kellner!“

Der Behäbige war aufgestanden, schlug heftig einige Bieruntersätze aneinander und musterte den Garten mit fürchtbaren Blicken.

Der Wirt zeigte sich.
 Die Dame mit der scharfen Stimme erblickte ihn zuerst. Sie erhob sich und zeterte: „Herr Wirt! Dürfen wir vielleicht hoffen, heute noch etwas zu bekommen?! Die Bedienung in Ihrem Lokal...!“

Der Hagerer legte seine Hand auf ihren Mund und zog die Entrißte auf ihren Sitz: „Mach' nicht schon wieder Scenen, Rosa. Solcher Lappalie wegen!“

Ihr Zorn ergoß sich über den Gatten: „Lappalie? Wenn man seit drei Stunden mit leerem Magen herumläuft? Lappalie? Na, da ist mir meine Gesundheit lieber als Dir die Deinige! Aber das ist so Deine Art, Moritz! Ich kann mich aufregen und Du sitzt da wie ein Kulpus!“

„Taja,“ sagte die Seufzende und blickte vorwurfsvoll auf den Hageren, der gleichzeitig von sechs andern zornigen Augenblitzen durchbohrt wurde.

Der Wirt trat gerade zum Kellner, als dieser den letzten Bissen in den Mund schob. „Die Herrschaften auf der Veranda werden ungeduldig,“ sagte er ruhig.

Der Kellner sprang hinaus.
 „Sagen Sie mal, Menschenkind, wat fällt Ihnen denn ein!“
 Schnob der Behäbige ihn an: „Denken Sie, wir sind aus Rixdorf?“
 „Ihr Benehmen ist geradezu rücksichtslos!“ zeterte die scharfe Stimme.

„Das arme Kind,“ seufzte die andre und streichelte der Tochter die Hand. „Wir haben seit drei Stunden nichts gegessen.“

„Ich seit sechs Stunden nicht, meine Dame,“ sagte der Kellner. „Sie müssen mir schon erlauben, a u ch Mittag zu essen.“

„Wat jeh't u ns det an!“ schrie der Behäbige. „Vermieten Sie sich nicht als Kellner, wenn Se't nich vafsehn.“

„Das geht Sie nichts an; da haben Sie recht.“

„Jetzt wird der Mensch noch frech!“ kreischte die Dame mit dem Pincenez und erhob sich mit funkelnenden Blicken. „Wir werden uns beim Wirt beschweren! Wissen Sie das!“

„Bitte.“ Der Kellner machte eine ironische Verbeugung und trat vor dem herbeigekommenen Wirt zurück. Dieser wendete sich beschwichtigend zu den Gästen: „Aber, meine Herrschaften! Es ist doch wirklich nicht so schlimm, wenn Sie einmal drei Minuten warten. Der Kellner ist seit sieben Uhr auf den Beinen.“

„Wat?!“ Der Behäbige erhob sich. „Sie, als Wirt, nehmen so 'ne Bummel in Besch'g? Sie sind ja 'n seiner Geschäftsmann!“ Er zog mit zitternder Hand die Börse und warf Geld auf den Tisch.

„Unerhört!“ sagte die scharfe Stimme.
 Und die seufzende: „Der Wirt muß doch zu seinen Gästen halten.“

Der Wirt zuckte die Achseln: „Also, was wünschen die Herrschaften?“

„Nicht!“ schrie der Behäbige, „jarnischt!“ und griff nach Hut und Stod.

Und die scharfe Stimme: „Wir verzichten in Zukunft auf ein derartiges Lokal!“

Die Gesellschaft, mit Ausnahme des hageren, bebrillten Herrn, strebte scheltend und schimpfend dem Ausgange zu.

„Mein armes Kind,“ sagte die seufzende Dame und betrachtete sorgenvoll das böse Gesicht der Tochter. „Wenn Du mir nur nicht krank wirst!“

„Jetzt können wir wieder eine halbe Stunde laufen, ehe man ein Wirtshaus trifft. Und dann ist die Tischzeit vorbei,“ zürnte die Jüngere. Sie warf einen neidischen Blick zurück: „Onkel Moritz bleibt sitzen.“

Und die scharfe Stimme wendete sich noch einmal am Thor des Gartens zurück zum Wirt und schrie: „Wissen Sie, wie man das nennt? U n b e r s h ä m t nennt man das!“

Der Wirt und die Gäste lachten.

Auch Onkel Moritz nahm die Entrüstung seiner Gattin von der heiteren Seite. Er sah auf der Veranda, putzte sich gemächlich die Brille und sagte: „Kellner, bringen Sie mir, bitte, einen Gänsebraten. Und noch ein Halbes.“ —

Kleines Feuilleton.

k. Die Bastille der Schauspieler. Unter den vielen Erinnerungen, die der Jahrestag der Erstürmung der Bastille, der 14. Juli, diesmal in Pariser Blättern hervorrief, ist eine sehr überraschende. Auch die Leute vom Theater haben ihre Bastille gehabt, und man hat nicht erst den 14. Juli abgewartet, um sie zu zerstören. Die Bastille der Schauspieler nannte sich „For-l'Evêque“. Franz Fund-Brentano, der Archivar am Arsenal, bereitet über diese eigenartige Institution des „ancien régime“ eine Studie vor, in der er folgende Feststellungen macht: Der Name „For-l'Evêque“ kommt von dem lateinischen „Forum episcopi“; dieses Gebäude war ursprünglich der Sitz der weltlichen Gerichtsbarkeit des Bischofs von Paris (seit 1622 Erzbischof) und ihr Gefängnis. Der Prälat hatte nämlich neben der kirchlichen Gerichtsbarkeit als Erzbischof auch eine weltliche Gerichtsbarkeit, als Lehnherr eines Teils von Paris. Diese weltliche Gerichtsbarkeit wurde 1674 von Ludwig XIV. unterbrochen, und von dieser Zeit an wurde das „For-l'Evêque“ königliches Gefängnis für Offiziere, die Versehen gegen die Disziplin begangen hatten. Man setzte auch in großer Anzahl Gefangene wegen Schulden dort hinein. Schließlich kamen regelmäßig die Störenfriede bei Schauspieler und die Schauspieler in diese Bastille. Die Stellung der Schauspieler unter dem „ancien régime“ war eine ganz eigenartige. Sie bildeten einen Teil der Kammer des Königs; aus diesem Anlaß war sogar im 17. Jahrhundert die Frage verhandelt worden, ob sie nicht adlig wären. Wie dem auch war, sie trugen den Degen, und begaben sich frei ins Gefängnis, das heißt, sie begaben sich allein dorthin, wie die Edelleute. Die Einföhrung wurde von den Edelleuten der Kammer entschieden, die in dem betreffenden Jahre die Leitung der Schauspiele hatte. Man sah bisweilen auch den Edelmann der Kammer die Schauspieler und Schauspielerinnen der Comédie-Française zu einer Art Paris-Gerichtshof vereinen, der für den Kameraden, durch den das Schauspiel beeinträchtigt worden war, oder der irgend einen Skandal erregt hatte, die Strafe bestimmte. Es ist beachtenswert, daß der Beweggrund zur Einföhrung der Schauspieler am häufigsten das Duell war. Den Verordnungen der Zeit gemäß wollte man sie verhindern, ihr Leben für Nichtigkeiten zu wagen; unter diesen Umständen wurde mit ihnen ebenso verfahren, wie mit den Offizieren und Edelenten. Das Gefängnis befand sich dort, wo heute das Meldungsbaus steht, am Quais de la Régisserie. Fund-Brentano hat eine genaue Beschreibung dieses Gefängnisses aus dem Jahre 1583 wieder aufgefunden. Die alten Gebäude wurden im Jahre 1852 von dem Erzbischof François de Gondy niedergeworfen, der des neue Gebände an derselben Stelle errichtete. Diese Bastille wurde sieben Jahre vor der andern zerstört — aber vom Könige. —

ie. Die Wirkung des Rauchens auf die Geistesfähigkeit ist zum ersten Male von zwei Gelehrten des psychologischen Laboratoriums der Universität Genf untersucht worden. Ein bekannter Schriftsteller hat unlängst das hübsche Wort geprägt, das Rauchen sei das nachdenklichste aller Kaster. Dieses Wort, das jedenfalls nur eine persönliche Erfahrung ausdrücken sollte, hat jetzt wenigstens in gewissem Grade eine Bestätigung durch die wissenschaftliche Beobachtung erhalten. Ein hervorragender Physiologe, Charles Féré, hatte die Wirkung des Tabakgenusses auf die Leistungsfähigkeit des Menschen nach einer Richtung hin bereits untersucht, aber nur mit Rücksicht auf die Muskelthätigkeit, die in der That durch den Tabakgenuß gesteigert wird. Die beiden Genfer Psychologen sind nun weiter gegangen und haben nach einem Maßstab für den Einfluß des Rauchens auf den geistigen Vorgang gesucht, den man in der Erkenntnistheorie mit dem Ausdruck der Ideen-Association bezeichnet. Die Experimente wurden auf Grund eines erprobten und recht interessanten Verfahrens unternommen. Einer der beiden Herren mußte sich als Versuchslaninchen hergeben, mit einigen Cigaretten beladnet in einem Sessel Platz nehmen und die an ihn gestellten Fragen beantworten. Letztere bezogen sich auf die Verbindung zweier verwandter Begriffe, die nach einer Liste von Worten festgestellt worden waren. Wenn z. B. das Wort „Vad“ gebraucht wurde, so sollte damit der Begriff „heiß“ verbunden werden, mit dem Wort „Email“ der Begriff „Bahn“ und ähnliches. Die Versuche wurden an 17 Tagen hintereinander je eine halbe Stunde durchgeführt und erbrachten den völlig klaren Nachweis, daß der Tabakgenuß vermutlich durch Vermittlung des Reizes auf die Geruchsnerven anregend auf die geistige Thätigkeit wirkte. Wie so viele psychologischen Experimente litt auch diese freilich an einiger Unsicherheit. Die Versuchsperson gehörte zu den sehr mäßigen Rauchern, und es ist wohl mit Gewißheit anzunehmen, daß ein leidenschaftlicher Raucher sich dabei anders verhalten haben würde, wahrscheinlich nach der Richtung hin, daß die Wirkung des Tabaks auf die Beförderung der geistigen Thätigkeit noch stärker hervorgetreten wäre. —

— **Heber die Gefährlichkeit der Ohrseige.** Professor Haug aus München stellt seine Beobachtungen zusammen, die er in 300 Fällen von Ohrverletzungen durch Ohrseigen machen konnte. Zumeist wird mit der rechten Hand geschlagen und dabei die linke

Ohrgehend getroffen. Eine Verletzung der Ohren kommt hierbei nur dadurch zu stande, daß sich verschiedene Momente vereinen. Denn nicht immer tritt das unglückliche und ungewollte Resultat einer Ohrverletzung ein. Es sind auch nicht die heftigsten Schläge, die diese ungewohnte Rückwirkung hervorrufen. Vor allem gehört einmal dazu, daß durch die schlagende Hand ein luftdichter Abschluß des Gehörganges, und zwar nur für eine Sekunde erfolgt. Es genügt dabei, daß sich nur ein Finger auf den Gehörgangs-Eingang legt. Die im Gehörgang befindliche Luftsäule erfährt dadurch eine plötzliche Volumensänderung und wird komprimiert. Da die so komprimierte Luft sich wieder auszudehnen sucht und nach außen durch den verschließenden Finger am Entweichen gehindert wird, so wirkt sie auf das Trommelfell und die Gehörknöchelchen ein. Es kann also einmal das Trommelfell einreißen oder aber die Gehörknöchelchen in eine starke Schwingung versetzt werden und so der Gehörnerb selbst in Mitleidenschaft gezogen werden. Es können daraus schwere und dauernde Störungen entstehen. Außer diesem Hauptmoment kann aber auch die Erschütterung, die der Schädel durch den Schlag erleidet, einen schädigenden Faktor darstellen. Auch die plötzliche Ueberraschung spielt dabei eine Rolle. Wir haben im Ohr einen Muskel, den Trommelfellspanner, der das Trommelfell spannt und somit vor Rastionen schützt, wenn wir vorbereitet sind, daß eine stärkere Schalleinwirkung unser Ohr treffen wird; dieser Schutz fällt bei Ueberraschungen weg. Schließlich muß aber betont werden, daß die der Gewalteinwirkung zum Opfer fallenden Trommelfelle oder Gehörorgane sehr häufig schon vorher nicht ganz normal waren. —

Medizinisches.

en. Ein Unglücksfall, den sich jeder, soweit es ihn angeht, zur Nachachtung dienen lassen sollte, berichtet nach einem Vortrage von Dr. Hansh vor der Gesellschaft der Aerzte die „Wiener Klinische Wochenschrift“. In eine Wiener Universitätsklinik kam unlängst ein 30jähriger Mann und machte die Angabe, er hätte in der letztvergangenen Nacht sein Gebiß verschluckt. Zunächst war seinem ganzen Befinden so wenig anzumerken, daß man fast an der Wichtigkeit der Angabe hätte zweifeln können, zumal weder das Schlucken sogar von festen Speisen Beschwerden verursachte, noch die Untersuchung mit einer Sonde und mit Röntgenstrahlen einen sicheren Anhalt für den Sitz des verschluckten Fremdkörpers gab. Es vergingen jedoch nur wenige Tage, bis zu einer sehr bedenklichen Verschlimmerung im Zustand des Patienten. Die inzwischen eingetretenen Schluckbeschwerden steigerten sich zu krampfartigem Schmerz, und da außerdem ein hohes Fieber, verbunden mit Erscheinungen der Luftröhrenentzündung eintrat, mußte zur Operation geschritten werden. Nun ist es aber ein übles Ding für den Arzt, wenn er operieren soll und nicht recht weiß, an welcher Stelle er den Sitz des Leidens finden wird. Da der verschluckte Körperteil tief zu sitzen schien, so entschloß sich Dr. Hansh, die Operation vom Magen aus vorzunehmen. Die Behandlung gelang völlig, führte auch zu einer durchaus befriedigenden Heilung, war aber in ihrem operativen Verlauf höchst umständlich. Das Gebiß saß ganz tief in der Speiseröhre, aber doch nicht so tief, daß es vom Magen aus leicht zu erreichen gewesen wäre. Er mußte daher so weit geöffnet werden, daß der Fremdkörper mit der Hand gefaßt werden konnte. Eine derartige Operation ist bei dem heutigen glänzenden Stand der Chirurgie vielleicht keine sehr gefährliche, aber doch immerhin eine unangenehme Sache, und der Besitzer falscher Zähne, der bisher etwa noch nicht die Gewohnheit angenommen hat, sie zur Nachtzeit herauszunehmen, wird das gewiß thun, wenn er diese Zeilen gelesen hat. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Windpflanzen. In seinem Buche „Die Vegetation der ostfriesischen Inseln“ (Darmstadt 1901) erörtert Adolf Hansen die Wirksamkeit eines Faktors, der bisher von den Pflanzengeographen beinahe gänzlich übersehen worden und unberücksichtigt geblieben ist, des Windes. Auf diesen Nordsee-Inseln weht der Wind immer, jahraus, jahrein, täglich, ohne Unterlaß, und dem entsprechend giebt es dort nur sehr wenig aufrecht wachsende Pflanzen; die meisten drücken sich rosettenartig an den Boden oder haben niederliegende Stengel. Was aufrecht steht, ist entweder mit harten Blättern versehen, wie Niedgräser und Dinsen, oder gehört zu den Schuttpflanzen, die in der Nähe der Wohnungen ein geschütztes Plätzchen finden. Nur da und in natürlichen Vertiefungen des Bodens können Bäume und Sträucher gedeihen. Die schädliche Wirkung des Windes äußert sich außer in der mechanischen Beschädigung namentlich darin, daß infolge der erhöhten Verdunstung in den Blättern ein teilweiser Wassermangel eintritt, so daß sie am Rande vertrocknen, was man früher bald dem Salzstaub, bald dem aufgewirbelten Sande zuschrieb. Hinter Häusern und Dünenwällen können aufrechte Gewächse windstille Stellen und Schutz gegen die herrschenden Winde finden, aber man sieht dann, daß die über das Dach hinausragenden Zweige ihre Blätter durch Austrocknung verlieren.

Aus dem Auftreten gewisser Waldpflanzen, wie des Wintergrüns und des Fichtenporgells, hatte man geschlossen, daß die Inseln früher bewaldet gewesen seien, aber so lange das heutige Windklima herrscht, können Wälder dort nicht

existiert haben. Hansen bekämpft die Ansicht Schimpers und Warnings, nach denen der Charakter der Strand- und Dünenvegetation hauptsächlich durch den Boden und seinen Salzgehalt bedingt sei. Allerdings sind die Salzpflanzen durch den Bau ihrer Oberhaut auch gegen die austrocknende Wirkung der Winde geschützt, aber diese sind es, die der Vegetation ihren eignen Stempel aufdrücken. Daher rührt auch die Behnlichkeit dieser Vegetation der lantimierlichen Winden ausgefesten Inseln mit der Steppenflora, z. B. derjenigen der ungarischen Puszten oder der venezolanischen Paramos und peruanischen Punas, trotz der Verschiedenheit der in Betracht kommenden Pflanzenarten. Auf den Llanos finden sich zwar Palmen und auf den afrikanischen Savannen Mimosensträucher, aber erstere sind durch ihren Blattbau und ihr Wasserleitungssystem der austrocknenden Kraft der Winde gewachsen, und die Mimosen schützen sich durch Zusammenlegen der Blätter. Auch die dort häufig vorkommende Schirmform der Baumkronen ist eine Schutzanpassung gegen die Wirkung der Winde. Auf den Gebirgen mischen sich die Anpassungen gegen den jähen Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht mit den Windanpassungen; die Baumgrenze wird nach Hansen in den alpinen Regionen nicht so sehr durch die Temperaturverhältnisse und Kürze der günstigen Jahreszeit (wie Kerner meinte) bedingt, als durch Absterben der Bäume infolge des Austrocknens ihrer Blätter durch den Wind an der Baumgrenze. Es ist klar, daß durch die Einbeziehung dieses Faktors auch Licht geworden wird auf die Schwierigkeit, Dünen, Steppen und Berge zu bewalden resp. wieder zu bewalden, wenn der alte Baumbestand verwißt wurde. — („Prometheus“.)

Humoristisches.

— Borgemerkt. „Herr Konsul können mir also noch keine bestimmte Hoffnung auf die Hand von Fräulein Tochter machen?“
Konsul: „Wie gesagt, Herr von Dallesberg, 's war schon a Kavalier da, aber 's Herz von mei Tochter hat noch nich gesprochen! Sie solle habe de zweite Hypothek.“ —
— Immer dieselbe. A.: „Sie haben ja Ihre geschiedene Frau wieder geheiratet?“
B.: „Ja, ich kenne weiter keine Dame!“ —
— Kurzer Prozeß. Schriftsteller (an seinem Roman arbeitend): „Der Hauslehrer und die Gouvernante gefallen mir nicht, die beiden bringe ich im nächsten Kapitel um!“ — („Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Das Wiener Burg-Theater giebt die ermäßigten Sonntagsnachmittags-Vorstellungen auf, räumt aber dafür den Arbeiter-, Gewerkschafts- und Volkshilfsvereinen sowie den Schulen das Recht ein, Sitze und Entree auf der dritten und vierten Galerie zu ermäßigten Preisen zu erwerben. —

o. Die Petersburger Oper bringt diesen Winter zwei Novitäten: „Servilia“ von Rimsky-Korsakow und „Milita Dobriniez“ von Gretschaninow. —

— Die philosophische Fakultät der Universität Göttingen schreibt für die Veneke-Stiftung zwei Preise, von 3400 M. und 680 M., für die beste Beantwortung folgender Frage aus: „Die Fakultät wünscht eine historisch-kritische Zusammenstellung der Ergebnisse der bisherigen Forschungen über gewisse langsam wachsende Geschwülste und regelwidrige wuchernde Neubildungen, die an Holzpflanzen wie an krautartigen Gewächsen beobachtet worden sind und als „Krebs“ oder zum Teil auch als „Mastkröpfe“ bezeichnet werden. Sie wünscht ferner eine genaue Untersuchung und Beschreibung von möglichst zahlreichen neuen Fällen derartiger Erkrankungen, welche sich auf Prüfung durch Anstichungsversuche stützt und durch Zeichnungen, sowie durch mikroskopische Präparate erläutert wird.“ Letzter Einlieferungstermin ist der 31. August 1904. —

— Unverdaulichkeit sterilisierter Milch. Ueber die Ausnutzung der pasteurisierten, durch kurzes Erhitzen auf 110 Grad sterilisierten Milch hat Gemesse Untersuchungen angestellt, welche zeigten, daß jene nur bei gemischter Nahrung, also mit Muttermilch zusammen, gut ist, sonst aber schlecht. Es scheinen beim Erhitzen die zur Verdauung nötigen Fermente in der Milch zerstört zu werden. — („Technische Rundschau“.)

— Die Ofotenbahn, die nördlichste Bahn der Erde, wird am 1. Januar 1903 eröffnet werden. Die Bahn besitzt eine Länge von 25 Kilometer und führt von der schwedisch-norwegischen Reichsgrenze bis Narvil am Ofotenjord. —

— Von dem Obstverbrauch Deutschlands an Äpfeln und Birnen hat nach dem Jahresbericht der Aeltesten der Kaufmannschaft im Jahre 1901 Deutschland nur 15 Proz. geliefert. 20 Proz. des deutschen Obstes kamen aus Frankreich, je 15 Proz. aus Ungarn und Böhmen, 7 aus Italien, je 5 aus Tirol, Schweiz, Amerika, Steiermark, Galizien und 3 Proz. aus Holland. —